

Eine Auto-Reise durch Saskatchewan u. Alberta in die Canadischen „Rockies“.

Da eine Reise nach Banff, in das Canadische Felsengebirge, wohl zu den interessantesten Ausflügen gehört, die einer hierzulande machen kann, und da ich letzten August Gelegenheit hatte, eine solche Reise im Auto zu machen, so will ich dieselbe für die Leser des St. Peters Bote schildern.

Der Weg nach Banff geht durch einen großen Teil der Provinz Saskatchewan und beinahe durch die ganze Provinz Alberta, so daß man reichlich Gelegenheit hat, Land und Leute kennen zu lernen.

Am 1. August, nachmittags 12 Uhr, fuhren wir von Humboldt ab. Es war sehr heiß, doch konnte man es im rasch dahinfliegenden „Baby Grand“ schon aushalten. Bald hatten wir die Gegend von Carmel erreicht. Hier zeugte der Stand der Feldfrüchte von längerer Trockenheit. Gegen Bruno zu wurde es besser. Als wir Dana passiert hatten, wurden die Wege zeitweise bedeutend besser. Die Gegend hier ist sehr schön, etwas hügelig und mit Wäldchen besetzt. Aber bald zeigte sich ein anderes Bild, und ehe wir Saskatoon erreichten, hatten wir Gegenden passiert, wo es erbärmlich aussah. In der Nähe von Saskatoon wurde es wieder besser. Besonders die Sutherland Farm hatte einen herrlichen Stand der Früchte.

5½ Stunden nahm die Fahrt von Humboldt nach Saskatoon, und wir hielten in dieser Stadt an, um für die Nacht Quartier zu nehmen. Am anderen Morgen um 9 Uhr setzten wir die Fahrt fort. Es war angenehm kühl, doch sollte es im Laufe des Tages wieder recht heiß werden. Bald nahm das Terrain sanftigen Charakter an. Die frühe geläte Frucht sah wenig verheißend aus, die spätere jedoch stand besser. Als wir uns Vanscoy näherten, besserten sich Gegend und Wege bedeutend. Sechs Meilen südlich von Vanscoy sah es jedoch wieder sehr ärmlich aus. Zwischen den Städtchen Laura und Telfer sahen wir einige sehr schöne Formen. Das Terrain ist hier sehr flach, und Busch gibt es wenig. Gegen Mittag fuhren wir durch Harris, ein ziemlich ruhiges Städtchen. Kaum eine Meile davon beginnen die Sanddünen. In diesen versteckt liegt das sogenannte Crystal Beach. Unter diesem feint klingenden Namen muß man sich folgendes denken: Einen ziemlich großen Teich, welcher von den Einheimischen als „Lake“ bezeichnet wird, in dessen nicht sehr reinlich aussehendem Wasser sich das zureisende Publikum badet. Umher stehen zahlreiche „cottages“, von Sommerfrischlern bewohnt. Ein geräumiger Pavillon ist auch vorhanden, in welchem sich ein ziemlich gutes Klavier befindet.

Wir hatten Lust ein bißchen zu baden und hielten also an. Die Hitze war entsehlend. Wir hatten vor, bloß kurze Zeit hier zu verweilen, mußten aber 5 Stunden in dem faden Rest sitzen bleiben. Das kam so. Unser Auto zeigte den ersten Trop. Es fehlte etwas am Starter. Die Maschine konnte nicht in Betrieb gesetzt werden. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als das Fahrzeug zur Reparatur nach Harris zurück zu schicken. Ich blieb im Pavillon und vertrieb mir die Zeit durch Klavierspielen.



Automobilstraße in der Nähe von Banff.

Es befand sich da ein allerliebste kleines schottisches Mädchen von 7½ Jahren. Die kleine konnte wirklich reizend tanzen, und gab auch gerne Proben ihrer Kunst — sie tanzte den Highland Fling und einen sogenannten Schwerttanz. Das kleine, mit Sommerprossen bedeckte Gesicht strahlte förmlich vor Lust; man merkte, sie war eine geborene Tänzerin. Wir zwei gewannen einander in der kurzen Zeit sehr lieb.

Es wurde 5 Uhr, ehe wir wieder aufbrechen konnten, und wir verließen Crystal Beach nur zu gerne. Von hier ging es nach Rosetown. Am Wege dahin liegt Jelandia. In der Nähe dieses Städtchens sahen wir einige der schönsten Formen, welche Saskatchewan wohl aufzuweisen hat. Die Frucht stand in herrlicher Pracht. Wahrlich, ein gesegnetes Land! Man konnte leicht sehen, daß hier lauter Brachland Farmer waren. In Rosetown hielten wir an zum Abendessen und fuhren dann nach Kindersley weiter, wo wir übernachteten.

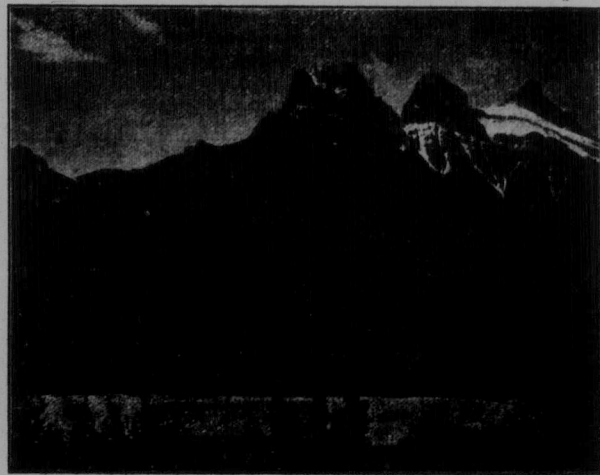
Morgens fuhren wir gegen 8 Uhr von Kindersley weg. Bald zeigte sich in der Gegend eine gewaltige Aenderung. Alles öde. Keine Frucht, nicht einmal grünes Gras. Alles ausgetrocknet. Die Wege waren jedoch ausgezeichnet. Stundenlang ging es so weiter. Keine Gehöfte und kein Mensch zu sehen. Wir passierten Flacombe. Es liegt wie begraben in einem Talteßel. Und jämmerlich war sein Anblick. Es schrie förmlich nach Wasser. Wir kamen nach Merid, nahe an der Grenze von Alberta. Wir lehrten bei einem Farmer ein, um Wasser für die Maschine zu holen. Wasser war zu haben für den Hausbedarf, und zwar vortreffliches, aber geregnet hatte es hier nicht seit dem 6. Mai. Drei Monate! Die letzte gute Ernte hatte man hier im Jahre 1916 gehabt, und die ergab durchschnittlich 49 Bushels zum Acker.

Es sollte aber noch schlimmer kommen, in Alberta nämlich. Das Land war wie ausgestorben; aber auch kein grüner Palm war zu sehen. Viele Pferde irrten umher. Kümmerlich fristeten sie wohl ihr Dasein. Arbeit schien man von ihnen nicht zu verlangen. Menschen sahen wir nicht, aber verlassene Heimstätten in Hülle und Fülle. Wie mögen sich die Armen abgequält haben, bis sie die bittere Not von dannen trieb! Schulen sahen wir sehr wenige. In der Umgegend von Hanna war die Not groß. Eine

Frau behauptete allen Ernstes, es hätte vor kurzem ein Mann in Hanna ein vierjähriges Pferd verkauft für 15 cents! Wollte zwei Monate hatte es hier nicht geregnet.

Ungefähr 10 Meilen südlich von Hanna nahm die Gegend allmählich freundlicheren Charakter an. Es gab da sehr malerische Hügel und der Stand der Früchte war viel besser. Abends passierten wir Craigville und näherten uns jetzt dem Drumheller Kohlengebiet. Das Städtchen Drumheller liegt in einem langhingelegenen Tale, ungefähr 400 Fuß tiefer als das umherliegende Prairiegebiet. Das Dunkel ereilte uns, als wir noch einige Meilen von Drumheller entfernt waren. Umsonst schauten wir nach Lichtern aus. Es war stockfinstere Nacht. Da, auf einmal, ging der Weg in sehr steilen Biegungen abwärts und schien sich in einer Kette von niedrigen Hügeln zu verlieren. Unser Auto mußte nun mit äußerster Vorsicht gehandhabt werden. Der Weg war schmal und schwer zu finden. Die Bremsen mußten stark angelegt werden. Der Weg hielt sich ganz eng an ein Gebirgsflüßchen, und unser Auto zeigte einigemal Lust, sich in demselben zu baden. Für völlig Fremde war dies bei Nacht und Dunkelheit eine gefährliche Abfahrt, wovon wir nicht die geringste Ahnung gehabt hatten. Endlich waren wir unten, und nachdem wir eine Brücke passiert hatten, lag das Städtchen Drumheller im Lichtglanz vor uns. Wir stiegen in einem Hotel ab und legten uns bald zur Ruhe.

Drumheller zählt ungefähr 3000 Einwohner, von denen die große Mehrzahl den Bergbau betreibt. Die meisten sind Schotten und Italiener. Auch gibt es Polen und



„Die drei Schwestern“, eine Bergesgruppe am Eingang des Canad. Felsengebirges.

Slovaken. Zur Zeit unserer Durchfahrt war die Stadt sehr ruhig, da ein Streik im Gange war. Derselbe dauerte schon über 5 Monate. Doch war Aussicht vorhanden, daß er bald beigelegt sein würde. Am anderen Morgen ging es weiter. Die Ausfahrt war äußerst interessant. Erst an den verchiedenen Kohlenwerken vorbei, dem Tale entlang. Dann stieg der Weg zwischen den Hügeln der Bergkette wieder hinan. Oben bot sich ein herrlicher Anblick. Die Stadt lag da wie ein ausgebreiteter Teppich. Das Auge ruhte auf einer langen Reihe von Hügeln, welche im Laufe der Zeit und durch die Tätigkeit des Flusses die merkwürdigsten Formen angenommen hatten. Einige sahen aus wie nach oben allmählich sich zuspitzende Torten, andere halb kegelförmig, andere wieder wie ungeheure Zirkelformen. Das verlor sich aber bald alles und wir tauchten wieder auf offener Prairie dahin. Wir kamen in eine Gegend, welche mehr der Viehzucht als dem Ackerbau zu dienen schien. Zwanzig Meilen westlich von Drumheller sahen wir einen Cowboy hart am Wege gemütlich schlafend am Boden liegen. Neben ihm ruhte sein Pferd, dessen Sattel dem Cowboy als Kopfstütze diente. Die Schutze hatte sich der Ruhende ausgezogen, was einigen seiner Zehen Gelegenheit gab, aus den durchlöchernten Sohlen hervorzutreten und sich im warmen Sonnenschein zu ergötzen. Die ihn anvertraute Herde weidete am nahen Bachlein. Hirt und Herde führten ein zufriedenes Dasein.

Nach einer halben Stunde wurde die Gegend wieder freundlicher. Es gab da sehr schöne Formen. Wir kamen nach Venetia und erfuhren da, daß die Gegend hauptsächlich von Deutsch Russen bewohnt war. Wir näherten uns Calgary. Noch waren wir vielleicht 8 Meilen davon entfernt, als es anfang zu regnen. Es begegneten uns drei junge Männer zu Pferde, denen die helle Freude aus den Augen leuchtete, weil es wieder einmal regnete. Und wie es regnete! Ein heftiges Getöse entlud sich. Der Regen hatte ganz harmlos angefangen, artete aber bald in einen wahren Wellenbruch aus. Wir mußten einstweilen auf die Weiterfahrt verzichten und suchten hinter dem Schuppen eines nahen Gehöftes Schutz. Der Regen ergoß sich in Strömen, der Donner rollte, die Blitze zuckten. Es schien als wollte es den ganzen Tag so weiter machen. Endlich ließ es etwas nach, und wir konnten weiter fahren. Aber es ging langsam. Das Auto zeigte beständig große Hineigung zum Strabengraben, einmal links, und dann wieder rechts. Einige Meilen legten wir zurück, dann waren die Wege auf einmal wieder ganz trocken. Hier hatte es garnicht geregnet. Lustig fuhren wir Calgary zu. Mit dem Gewitter waren wir aber noch lange nicht fertig, wie wir später zur Genüge erfuhren.

Calgary ist eine schöne Stadt von ungefähr 80.000 Einwohnern. Es besitzt herrliche Kirchen, imposante öffentliche Gebäude, und solide Barenhäuser. Und alles so schön sauber. Wir verweilten jedoch nur kurze Zeit hier, da wir im Laufe des Nachmittags nach Banff erreichen wollten, welches ungefähr 80 Meilen von Calgary entfernt ist. Es

ten gar nicht zu denken. Wir fuhren gerade auf das Ford zu, welches uns den Weg versperrte. Mit Schrecken bemerkte ich, daß unser Auto, statt der Bremse zu bekommen, noch an Schalligkeit gewann. Einen Augenblick schien es, als müßten wir das Ford passieren und über den steilen Abhang hinabstürzen. Da, gerade noch zur rechten Zeit — ein Ruck — unser Auto gehorchte, und wir ließen das Ford unbeachtet stehen. Im letzten Augenblick hatte unser braver Lenker den elektrischen Strom abgedreht und die Maschine eingeschaltet, und da dieselbe nun gegen die sogenannte „compression“ pumpen mußte, so blieb dem Fahrzeug nichts anderes übrig als recht langsam zu gehen. Erleichtert atmeten wir auf. Das hätte was geben können!

Nach kurzem Aufenthalt in Cochrane fuhren wir weiter. Die Wege waren miserabel. Die Maschine mußte schwer ziehen und erhöhte sich schnell, weshalb wir oft halten mußten, um den Radiator mit frischem Wasser zu versorgen.

Etwa 46 Meilen von Banff tauchten auf einmal die gewaltigen Berge vor uns auf. Bei klarem Wetter sind dieselben schon 30 Meilen weiter östlich sichtbar, doch konnten wir sie heute infolge der trüben Witterung erst jetzt sehen. Noch waren es bloß dunkle Umrisse, doch wirkte der Anblick schon gewaltig auf uns. Da vor uns standen sie, die Riesen, die gewaltig himmelanstrebenden Massen. Tausende und abertausende von Jahren sind sie schon dagestanden, ein stummes Zeichen der Allmacht Gottes.

Wir kommen an den Eingang zum „Rocky Mountain Park“, der etwa 25 Meilen von Banff liegt.

Der Weg ist mit einer Kette abgesperrt. Es befindet sich da ein Wacht haus, von Mitgliedern der Royal North West Mounted Police bewohnt. Die Kette wird entfernt, wir bezahlen einen Dollar für eine „Spezial license“, und dann geht es weiter. Die Wege sind nun sehr gut. Das Geld von den „special licenses“ wird dazu verwendet, dieselben instand zu halten. Immer dichter drängen sich die Berge um uns. Hier tritt die Dämmerung schon früh ein. Dichte Nebelmassen ziehen sich an den Bergen dahin. Einige scheinen stehen geblieben zu sein. Ein eigentümliches Gefühl bemächtigt sich unser. Die ganze Wucht dieser gewaltigen Naturerscheinung legt sich wie eine schwere Hand auf unser Gemüt. Wie ganz erbärmlich und klein kommt sich der Mensch vor unter diesen wuchtigen Felsmassen. Wir begegnen einer Indianer Squaw, welche dem Ausgange des Parks zuführt. Streckenweise ist der Weg noch ganz gerade und beinahe eben. Wir wollten Banff noch bei Tageslicht erreichen, doch mußten wir diese Hoffnung nun aufgeben. „Zwanzig Meilen nach Banff“ steht da zu lesen. Wir fahren so rasch es der Weg erlaubt. Ein hölzerner Pfeil, an einem Pfosten befestigt, deutet auf eine der Bergspitzen. Auf dem Pfeil steht zu lesen: Pigeon Mt. 7845 ft.

Es wird dunkler. Der Weg verläßt das Tal mit dem Fluß und der Eisenbahn und zieht sich an den Bergabhängen dahin. Scharf bergauf und dann wieder hinab. Neben uns gähnt die Tiefe. Da hinab zu stürzen wäre der sichere Tod. Es wird wenig geredet, desto schärfer aber Auschau gehalten. Eben fahren wir an einer sehr steilen Stelle hinan. Der Weg ist eng. Oben bemerken wir eine scharfe Krümmung nach rechts. Wir erreichen dieselbe und bemerken mit Schrecken ein Auto, das uns entgegen kommt. Eine Dame sitzt am Rad. Der Weg ist zu eng, um das Passieren der beiden Fahrzeuge zu erlauben. Unser Lenker reißt unter Gefahr hart nach rechts an die Bergwand und im gleichen Augenblick wird die Bremse scharf angezogen. Wir sind außer Gefahr; aber das andere Auto? Es ist etwas schneller gefahren als wir. Wir versperren ihm den Weg. Es muß zu unserer linken fahren, doch da gähnt der Abgrund. Nachzend tut die Bremse ihr Werk, und mit einem Ruck hält das Auto, die vorderen Räder just zehn bis zwölf Fuß vom Abgrund. ... Das alles

war so schnell geschehen, daß man sich nicht einmal Zeit nahm, einen Schreckensruf auszustößen. Ganz nahe war da der Todesengel vorbeigeschwebt.

Doch, wie nun an einander vorbei kommen? Wir müssen zurück bis an eine Stelle, wo die Bergwand etwas weiter vom Weg wegrat. Dann kommt das andere Auto sehr behutsam heran. Gerade geht es noch. Da, es ist an uns vorbei, und wir können unseren Weg fortsetzen. Niemand will es abgeben, doch wir alle hatten in jenem verhängnisvollen Augenblicke große Angst gehabt.

Der Weg wird gefährlicher. Genau muß jetzt aufgepaßt werden. Mit nur seltenen Pausen ertlingt unser Horn. An unzähligen Stellen sind Warrungen angebracht: Langsam fahren! Horn blasen! Es ist beinahe dunkel geworden. Ein Pfeil deutet zur Höhe: Wind Mt. 10.000 ft. Etwas weiter ein anderer: Three Sisters 9.372 ft. Es scheint fast als wollten uns die Riesen warnen, nicht weiter vorzudringen. Noch sechs Meilen. Vor uns steht zu lesen: Sehr vorsichtig fahren! Nicht schneller als acht Meilen per Stunde! Diese Warnung ist ganz am Platz. Der Weg ist schmal, macht sehr scharfe Krümmungen und klammert sich förmlich an den schroffen, felsigen Abhang. Hätten wir nicht einen so vorzüglichen Lenker gehabt, mir wäre schlimm zu Mute gewesen. Es war uns ja der Weg völlig fremd, und zudem naß, und nun war die Nacht vollends hereingebrochen. Noch eine lange, steile Strecke hinab, nach wir sind wieder im Tal. Da vor uns glänzen die Lichter. Wie willkommen ist uns ihr Anblick! Es ist Banff.

Wir atmen erleichtert auf. Noch wenige Minuten und wir halten in der Hauptstraße des Städtchens an. Eine wahre Lichtflut umflutet dieselbe. Wie mäßig fühlt sich das nach dem Dunkel in den Bergen. Wir steigen ab im Alberta Hotel. Es ist beinahe 9 Uhr. In vier Stunden wollten wir den Weg von Calgary nach Banff zurücklegen. Bei den schlechten Wegen hatten wir sieben Stunden gebraucht. Nach einem sehr schmackhaften Abendessen legen wir uns zur Ruhe und freuen uns schon auf den kommenden Tag, der uns so viel herrliches bieten soll.

Fortsetzung folgt

Bayrische und schwäbische Grobheit.

Eine Württembergerin erzählt mir Entstellung, wie grob die bayrischen Schaffner auf der Eisenbahn seien. Sie fragte einen solchen, in welchem Wagen sie Platz nehmen müsse. Da sagte derselbe: „Eine jede Sau weiß ihren Stall.“ Sie aber erwiderte als getreues Echo diefer Höflichkeit sofort: „Und ein jeder Sau treiber macht auch den Stall auf.“ Der also Angeredete war nicht wenig verblüfft — und öffnete.

Der ehrliche Auktionator. „Meine Herren“, sagte der Auktionator, „es widersteht mir, Sie breche dieses Pferd zu belügen. Es ist auf einem Auge blind!“

Krappiert durch diese Gleichheit, erstand ein alter Mann das Tier. Als er den Kaufpreis erlegt hatte, wendete er sich an den Auktionator und fragte: „Mein Herr, Sie waren ehrlich genug, mir zu sagen, daß das Pferd auf einem Auge blind ist. Hat es sonst noch einen Fehler?“ „Ja, Herr“, war die prompte Antwort, „es hat noch einen. Mit dem anderen Auge sieht es auch nichts.“

F a t a l.

Ein junger Mann erhielt durch Zufall eine Einladung zu einem Taubstummen-Ball. Als er mit einem hübschen jungen Mädchen zu tanzen wünschte, machte er ihr ein Zeichen zu, daß sie auch sofort verstand und er waltete mir ihr los. Sie tanzte so gut, daß er sie gar nicht wieder loslassen wollte. Aber plötzlich wurde das Paar von einem Herrn angehalten, der zu der jungen Dame sagte: „Aber Emma, jetzt ist es wirklich Zeit, daß du auch mal mit mir tanzest.“ Hier gerlich erwiderte sie: „Ach, wollte ich schon längst, aber dieser taubstumme Idiot läßt mich nicht los.“

Was du als wahr erkannt, Verstand, es sonder Zagen, Nur trachte, Wahrheit stets Mit mildem Wort zu sagen.



Auf dem Wege nach der Johnson Felschlucht.